

(Nachdruck verboten.)

## 87) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

„Wachtmann“ war ein ziemlich unethisches Tanz- und Nachtlokal, und das wollte sich Thölemann nicht bieten lassen. Er wollte sich über Birkenfeld beschweren. Und es war das beste Zeugnis für diesen Leutnant, daß die Kameraden Thölemann abrieten, weil man die Schimpfreden Birkenfelds nicht tragisch nehmen dürfe, und nicht am wenigsten trat Asmus für den Beleidiger ein. Er liebte solche Menschen, die sich von Temperament und Leidenschaft fortreißen ließen und es im Grunde des Herzens doch gut meinten; er fühlte sich ihnen verwandt. Uebrigens überlegte sich Birkenfeld seine Diagnose noch einmal, bat Thölemann um Entschuldigung, und die Sache war erledigt.

Daß Schimpfen und Schimpfen zweierlei ist, das bewies Asmus seine Erzellenz der Herr Schiegunteroffizier. Asmus hatte durch irgendeinen Zufall keine Exerzierpatronen erhalten und sollte sie sich vom Schiegunteroffizier holen. Er suchte den Herren auf, nahm die vorschriftsmäßige Haltung ein und sagte:

„Darf ich bitten um meine Exerzierpatronen?“

Da sah der Herr Schiegunteroffizier Asmus Sempern mit einem langen Blick sprachloser Entrüstung an. Endlich aber fand er Worte und sprach den gewichtigen Satz:

„Mensch, Sie sind doch ebenso dumm wie frech!“

Die grenzenlose Dummheit und Frechheit Asmusens lag nämlich darin, daß er annahm, der Herr Schiegunteroffizier werde jetzt, außerhalb der Empfangszeit, Lust haben, ihm die Patronen zu geben.

Asmus, der über die erfahrene Beschimpfung bis hinter die Ohren errötet war, sah dem Manne scharf in die Augen und sagte nur:

„Der Herr Leutnant schießt mich.“

Keineswegs behauptete jetzt der Herr Unteroffizier, daß der Leutnant ebenso dumm wie frech sei; er beeilte sich vielmehr, Sempern die Patronen zu verabsorgen. Es war derselbe avancierte Bauernbursche, der einen Schulamtskandidaten darüber belehrt hatte, daß es nicht „Serschant“, sondern „Scherfant“ und nicht „Premje-Leutnant“, sondern „Premihr-Leutnant“ heiße.

Als Asmus mit seinen Patronen auf den Kasernenhof zurückkehrte und sich die empfangene Charakteristik wiederholte, da mußte er laut auflachen über die Komik der Situation. Aber als er der Physiognomie dieses Menschen gegenübergestanden hatte, da war es ihm doch heiß ins Gehirn geschossen, dem Hümmel hinter die Ohren zu schlagen; denn aus diesen kaltschreckenen Augen hatte ihn die machtrunkene Brutalität der emporgekommenen Roheit, hatte ihn der Typus des Soldatenschinders angestarrt.

Und doch war der Schiegunteroffizier noch lieb im Vergleich zu dem Assistenzarzt Dr. Rheinland.

### 40. Kapitel.

(Was? hinkt der Kerl auf einem Fuß? Asmus lernt einen dummen und einen klugen Doktor kennen.)

Asmus vertraute sich mit seinem Dienste ausgezeichnet; der „langsame Schritt“ und die Gewehrgriffe waren ja nicht brennend interessant und mit Rousseau- oder Kantlektüre nicht zu vergleichen; aber er sagte sich, das Leben kann nicht immer kurzweilig sein, und wenn er eine Arbeit anfaßte, so machte er sie so gut wie möglich. Er hatte denn auch die ausdrückliche Anerkennung des Herrn von Birkenfeld und des magister magistrorum Greifenberg gefunden. Und die Marsch- und Felddienstübungen waren nun geradezu ein Vergnügen und eine Lust. Sie lehrten ihn seine körperliche Kraft und Ausdauer kennen, die er weit unterschätzt hatte. Wenn er sah, daß er es bei voller feldmarschmäßiger Belastung im Laufen und Springen hügelab und hügelan den Längsten und Dicksten gleichtat, ja länger aushielt als mancher Schlagetot — denn die Größten sind nicht die Stärksten — dann hob seine Brust ein unaussprechliches Glücksgefühl, das

Gefühl eines Siegers, der sich selbst überwand und seine ganze eigene Welt beherrscht. Oft klopfte ihm wild das Herz, und nicht immer ward es ihm leicht, dies Vorwärtstürmen und Niederwerfen und Wiederaufspringen und Wiedervorwärtstürmen; aber wie ein Rausch entzückte ihn das Gefühl, seine Kraft bis auf den letzten Rest und aus den verborgensten Quellen hervorzurufen und durch ein bloßes „Sch will“ jede Schwierigkeit zu überwinden. Und zu allem hatte noch dies Kriegsspiel, dies Streifen durch Feld und Heide, dies auf Feldwache liegen und Patrouillengehen seine Schönheit, seinen Zauber, seine Poesie. Aber trotz alledem lahnte er eines Morgens; er hatte es mit dem langsamen Schritt und Parade-marsch so gut gemeint, daß er sich eine Zerrung der Achillessehne am linken Fuße zugezogen hatte. Gleichwohl versuchte er regelrecht zu marschieren und den Schmerz zu verbeißen; aber er machte es damit nur schlimmer.

„Melden Sie sich revierkrank!“ sagte Herr v. Birkenfeld.

Im Revier saß der Assistenzarzt Dr. Rheinland. Er würdigte die kranken Parteien der Patienten kaum eines Blicks, im übrigen sah er sie überhaupt nicht an. Er kurierte ohne Ansehen der Person. Er drückte kräftig mit dem Finger auf die geschwollene Ferse des Muskettiers Semper, und dieser zuckte zusammen.

„Was fällt Ihnen ein!“ schnauzte der Herr Doktor.

Asmus wußte noch nicht, daß ein Soldat niemals zuckt. Er wußte freilich auch nicht, wie der Arzt sonst von seinen Schmerzen erfahren sollte, da er weder fragte, noch sich irgendwie auf eine weitere Untersuchung einließ. Er erklärte Sempern für dienstfähig; denn er gehörte zu jenen Militärärzten, die die Krankheiten wegmachen, ehe sie sie erkannt haben. Man macht auf diese Weise einen schneidigen Eindruck, schreckt die Simulanten ab, erzielt eine gute Gesundheitsstatistik und reicht weiter mit seinen Kenntnissen.

Natürlich hinkte Asmus weiter.

„Semper, hol' Sie der Deubell! Sie hinken ja noch immer!“ schrie der Leutnant.

Asmus berichtete, wie es ihm ergangen.

„Treten Sie aus und gehen Sie morgen wieder hin!“ entschied Birkenfeld.

Am anderen Morgen erschien Asmus wieder im Revier. Diesmal drückte Herr Rheinland nicht einmal mit dem Finger; er warf einen verächtlichen Blick auf die gemeine Soldatenferse und schrieb, daß der Muskettier Semper dienstfähig sei. Beim Parade-marsch exerzierte der Muskettier Semper genau wie ein Muskettier Sephästos oder Mephistopheles.

„Semper!“ brüllte v. Birkenfeld. „Herr Semper, ich befehle Ihnen, daß Sie das Hinken lassen; ich verbiete Ihnen einfach das Hinken, Herrrr!“

Die Befehle des Herrn Leutnants waren aber der Achillessehne nicht maßgebend.

„Muskettier Semper!“ schrie v. Birkenfeld. Asmus faßte das Gewehr an und lief hinkend zu seinem Vorgesetzten. „Was hat denn der Arzt gesagt?“

„Er hat mich ohne Untersuchung und ohne ein Wort zu sprechen, dienstfähig geschrieben.“

„Also geh'n Sie nach Hause, legen Sie sich aufs Sofa und fragen Sie 'n studierten Mediziner. Wegtreten!“

Das tat Asmus. Der „studierte Mediziner“ legte einen Verband an, und in zwei Tagen war die Sehne geheilt.

Im übrigen schied er von dieser Zeit mit unergleichlich freundlicheren Gefühlen, als er sie beim Eintritt empfunden hatte. Freilich, das Leben in der Kaserne hatte er nur sehr flüchtig kennen gelernt und wenn er sich vorstellte: drei Jahre in der schrecklichen Banalität dieser Räume, in der erdrosselnden Prosa dieses „inneren Dienstes“ verbringen — dann lief es ihm eiskalt den Rücken hinunter. Aber wenn er gerecht sein wollte, dann mußte er bekennen, daß in seiner Erfahrung die guten und heilsamen Eindrücke überwogen. Nicht wenig trug zu dieser Stimmung ein gehobenes Gesundheitsgefühl bei. Er war immer ein gesunder Mensch gewesen; aber jetzt ward ihm seine Gesundheit förmlich bewußt; er fühlte wie in einem Rausch seine Adern strozen und seine Muskeln schwellen. Von trübem Seminarzeiten abgesehen, hatte er auch immer einen gesegneten Appetit befunden; aber nie hatte er solche Wonnen verzehrender Andacht empfunden, wie nach



**Krammen Dienste von den Würsten und Bierflaschen der Kantine.** Wenn er nach vierstündigem Marsche solch eine Literflasche voll Braumbier an den Mund hob — denn der Soldat hat nicht immer ein Glas zur Hand — und minutenlang nicht wieder absetzte, dann schloß er fromm die Augen, und auch das war ein brünstiges Dankgebet an die Macht, die ihn gesund erschaffen und solcher Freuden fähig gemacht hatte. Ueberhaupt waren diese sechs Wochen ein Leben im Fleische; ihn interessierte nur Körperliches, und wenn er an sein Bücherbrett trat und auf den Rücken der Hände Namen wie „Lessing“, „Comenius“ und „Euripides“ las, dann kamen ihm diese Zivilisten wie Leute vor, von denen er in längst vergangenen Zeiten einmal hatte reden hören; der Gedanke, ein Buch herauszunehmen und zu lesen, erschien ihm vollkommen absurd. Der Körper ließ dem Geiste nur so viel Kraft übrig, als zu einer sanften Verblödung unbedingt nötig war: Asmus vegetierte in diesen sechs Wochen, und daran änderte selbst das geistige Moment des Dienstes, die Instruktionsstunden über Gewehrputzen, Rangverhältnisse und Kriegsartikel nichts Wesentliches, so schön sie auch manchmal sein mochten. Sergeant Greisenberg, der Lehrer von die Lehrers, wußte selbst die einfachsten Dinge für die geschicktesten Köpfe unklar zu machen, und wenn er über das Schloß des Infanterieregiments Modell 71 instruierte, dann hätte der Erfinder des Schlosses, wenn er zugehört hätte, seine eigene Erfindung nicht mehr verstanden. Herr von Birkenfeld hingegen betrieb die subtilsten logischen Sonderungen, besonders wenn er Kognak geladen hatte.

„Was ist Mut und was ist Tapferkeit?“ fragte er eines Tages den Muskettier Semper.

Asmus mußte sich einen Augenblick besinnen und sagte dann: „Mut und Tapferkeit sind wohl im wesentlichen dasselbe; eine Gemütsstimmung, die sich durch eine erkannte Gefahr nicht schrecken läßt. Man könnte sagen, daß der Mut mehr eine Sache persönlicher Veranlagung und mehr impulsiver Natur ist, während die Tapferkeit ein pflichtbewußtes Ausdauern in der Gefahr in sich schließt. . . !“

„Nee, nee, das is nichts,“ rief Herr von Birkenfeld abwendend. „Gemütsstimmung, was Gemütsstimmung! Der Soldat hat keine Gemütsstimmungen! Wenn es heißt: die Mauer da muß hinuntergesprungen werden, dann springt er, und das ist Mut. Tapferkeit is hingegen ganz was andres. Tapferkeit zeigt der Soldat den feindlichen Kugeln und Bajonetten gegenüber!“

(Fortsetzung folgt.)

## Norwegische Briefe.

I.

Ende November vorigen Jahres hat Norwegen etwas wie „Entwöhnungsliteratur“ gehabt, einen Roman, der außergewöhnliches Aufsehen erregte und einen ersten, sozial und kulturell überaus bedeutungsvollen Gegenstand betraf. Der Roman hieß „Under Loven“ („Unter dem Gesetz“) und behandelte die Wirkungen des Zwangs-erziehungs-gesetzes für die verwahrloste Jugend. Als Verfasser war Michael Stolpe genannt, aber das war augenscheinlich ein Pseudonym für den Verfasser, der seinen Gegenstand gut kannte und dessen Schilderungen sich sichtlich auf das auf einer Insel im Kristianiafjord gelegene Vastoe-Schulheim bezogen.

Die „Schulheime“ sind die Anstalten für die Erziehung dieser Jugend. Im Gegensatz zu dem sonst üblichen strengen „Kasernen-System“ ist das „Heimsystem“ die Grundlage dieser Erziehung für die Kinder, die entweder durch Veranlagung oder durch schlechte Einflüsse moralisch minderwertig sind oder zu werden beginnen. Die Ueberweisung der Kinder an diese Anstalten erfolgt durch den „Pflegerat“, der aus je einem von den Behörden ernannten juristischen oder richterlichen und einem christlichen Mitgliede besteht, sowie aus drei von der Bevölkerung gewählten Mitgliedern. Der „Pflegerat“ kann nach eigenem Ermessen die Kinder zu „Pflegeeltern“ oder in die „Schulheime“ geben, doch erfolgt diese Entscheidung gewöhnlich erst nach Anhörung des Lehrers des Kindes. Im ganzen Lande bestehen vier dieser Schulheime: Vastoe, Faltstad, Lofstes Gave und Ulfnesjoen. Sie sind durchweg nach modernen pädagogischen Prinzipien geleitet und sehr hygienisch gebaut, haben auch Spiel- und Turnplätze. Deren Unterhaltung erfordert große Summen; hier die Zahlen für das Schuljahr 1905/06:

Anstalt	Anzahl der Kinder	Gesamt-Budget	Kosten pro Kopf
Vastoe . . .	131	64 893 Kronen	495 Kronen
Faltstad . . .	55	27 331 „	497 „
Lofstes Gave . . .	139	55 608 „	400 „
Ulfnesjoen . . .	64	31 056 „	486 „

(Eine Krone = 1,12 Mark.)

Interessant ist, welchen überwiegenden Prozentsatz der Heim-insassen die städtische Jugend stellte, in Vastoe (für die Ostküste) 70 Prozent, in Faltstad (für das Westfjordengebiet) 54 Prozent, in Lofstes Gave (für das Kristiania-gebiet) 62 Prozent und in Ulfnesjoen (für das Nordland) 77 Prozent. Schlüsse auf die moralische Qualität der städtischen Jugend lassen sich daraus nicht ziehen, sie beweisen nur, daß die Kinder jener Eltern, die viel außer Hause sind, leicht verwahrlosen. Die Ostküste und das Nordland, dessen Stadtbevölkerung zum großen Teile aus Seeleuten besteht, stellen den höchsten Prozentsatz für die Schulheime. Dazu kommt noch, daß die Seeleute am stärksten dem Alkohol ergeben sind und in einer überraschend großen Anzahl dem religiösen Wahnsinn verfallen. Es ist eine ebenso eigentümliche als feststehende Tatsache, daß die Irrenhäuser Norwegens zum allergrößten Teile von Alkoholikern und religiös Wahnsinnigen bevölkert sind, von den letzteren aber der größte Teil aus Seeleuten besteht. Staunend betrachtet man die Ansätze zum religiösen Wahnsinn im ganzen Lande. Da tauchte z. B. vor einiger Zeit ein Missionsprediger auf namens Varratt, der die Gemeinde der „Thyngtaler“ (etwa: „Jungenlaller“) stiftete. Leute, deren religiöse Übungen sich folgendermaßen abspielten: sie kommen zusammen und warten, bis der heilige Geist aus ihnen spricht, das heißt, bis sie in hysterischer und überreizter Stimmung unartikulierte Laute ausstoßen, bis ihre Zunge lallt. Und das ist dann der „heilige Geist“, der aus ihnen spricht. Massentweise war der Zuspruch V.s und die „Jungenlaller-Gemeinden“ schossen wie Pilze im ganzen Lande auf. Der Einfluß V.s wuchs so an, daß die „Heilsarmee“ und die „innere Mission“ ihm ihre Bethäuser verteilten — aus Konkurrenzrücksichten natürlich, denn der heilige Geist, der über Einen kommt, ist ja auch der Kern ihrer Agitation. Aber wenn man das miterlebt hat, versteht man die große Zahl der religiös Wahnsinnigen und versteht auch daß jene Schichten und Gruppen zu allem eber geeignet sind, als zu einer vernünftigen Erziehung ihrer Kinder und daß diese wieder in einer großen Zahl die Schulheime bevölkern.

Wie man aus den oben angeführten Ziffern ersieht, sind die finanziellen Opfer, die für die Erziehung der Kinder gebracht werden, sehr hoch, im Durchschnitt zirka 450 Kronen (500 Mark) jährlich für das Kind. Um so überraschter war man, als Stolpe in seinem Roman die Behauptung aufstellte, daß sie nicht nur nicht nützlich, sondern schädlich wirken, weil die minder verwahrlosten Kinder durch die verkommenen Kinder demoralisiert werden. Er trachtete das auch zu beweisen und stellte zum Schluß die Forderung auf, daß mit dem System der großen „Heime“, die Kinder aller Grade und aller Altersstufen umfassen, gebrochen werde und an ihrer Stelle kleine „Heime“ treten, in denen die Kinder gesondert nach ihrem Verwahrlosungsgrade untergebracht werden sollen. Die Presse nahm sich, da der Verfasser zweifellos Sachkenntnis besaß, der Sache an, schlug Lärm, die Leitung des „Vastoeheims“ leugnete die Mißstände ab, aber da lästete der Verfasser das Pseudonym und verlangte wegen Beleidigung verhaftet zu werden, da er seine Angaben vor Gericht beweisen wollte. Nun wurde die Sache noch ernster angesehen, denn der Verfasser Björn Ebye war früher Lehrer am Vastoe-Schulheim und ist jetzt Lehrer in Frederiksstad, wo er als Pädagoge viel Ansehen genießt.

Die „Vastoe“-Leitung mußte klagen und was am lehrreichsten und wirklich mustergültig ist, war das Verfahren der Gerichtsbehörde: sie vernahm nämlich als Zeugen die aus dem Vastoeheim entlassenen Kinder, die über ihre Wahrnehmungen während der Zwangserziehung befragt wurden. In drei Monaten wurden 260 frühere Vastoezöglinge verhört. Da meldete sich aber auch das „Sozialkomitee“ des Storting's zu Worte, da der Staat den Hauptteil der Kosten der Schulheime trägt, für die das Storting die Bewilligung erteilen muß. „Das „Sozialkomitee“ besuchte und besichtigte die Anstalten und ordnete eine für diese Frage sehr wichtige Enquete an, nämlich eine Statistik über die Wirkung der Zwangserziehung während des Aufenthaltes in der Anstalt und nach der Entlassung. Diese Enquete umfaßt die Anstalten des ganzen Landes und ist noch nicht abgeschlossen. Als feststehend sind aber die folgenden Ergebnisse: je größer ein Schulheim ist, um so ungünstiger sind die Erziehungsergebnisse, am ungünstigsten im Heim „Lofstes Gave“, das eigentlich für „minder verwahrloste“ Kinder bestimmt ist! Es hat also qualitativ bessere Jugend — aber es hat die größte Insassenzahl! Allerdings ist auch die Leitung so mangelhaft, daß im Storting und im Konnuncerate von sozialdemokratischer Seite beantragt wurde, jede Subvention für diese Anstalt zu vertweigern, so lange die jetzige Leitung im Amt ist.

Als zweite und sehr wichtige Lehre ergibt sich, daß fast alle früheren Zöglinge es für verderblich und schädlich halten, mit älteren Kindern erzogen zu werden. Ein Junge hat da den sehr charakteristischen Ausdruck getan: „Was der Lehrer in einer Woche an mir verbessert hat, hat mein älterer Schlafkamerad in einer Stunde wieder verdorben.“ Ueberaus scharf sprachen sich alle Kinder dagegen aus, daß Kinder im zarten Alter in die Heime übergeben werden, denn diese erleiden fast durchweg moralischen Schaden.

Auf die Endergebnisse der Enquete für das ganze Land kann man gespannt sein, sie würden mal für ganz Europa Bedeutung haben. Der Prozeß gegen den Lehrer Ebye findet im nächsten Monat statt, aber sein Ausgang ist nicht zweifelhaft. Bei der Debatte im Storting über die Schulheime hat der



Justizminister Castberg, den Eheschän Roman „eines der wertvollsten und nützlichsten Bücher der letzten Jahre“ genannt. Daß ein Lehrer diese Fragen aufwarf, ist nicht verwunderlich. Sie haben eigentlich das entscheidende Wort bei der Unterbringung in die Schulheime, da der „Pflegerat“ ihre Ansicht einholt, und sind hierzu auch befähigt: die Lehrer sind gesetzlich verpflichtet, zweimal im Jahre die Eltern der Kinder im Hause aufzusuchen, um sich zu überzeugen, in welchen Verhältnissen das Kind aufwächst, und auch um den Eltern Winke für häusliche Pädagogik zu geben. Bedenkt man dabei, daß die Maximalzahl jeder Schulklasse 40 Kinder beträgt, so kommt der Lehrer dadurch in die Lage, seine Zöglinge gut kennen zu lernen.

Eine Frage, die die Lehrerschaft seit einigen Jahren sehr beschäftigt und immer wieder von ihr aufgeworfen wird, ist die Reorganisation des Schulunterrichts. Der Unterricht soll nur in den Vormittagsstunden erteilt werden und der Nachmittag ganz körperlichen Übungen gewidmet sein. Begründet wird diese Forderung damit, daß die Kinder nur vormittags — nach der Nachtruhe — wirklich geistig aufnahmefähig sind, und daß in den späteren Tagesstunden und nach der Mittagsmahlzeit ihnen Bewegung zuträglich ist als das Gehen auf der Schulbank. Scheinbar ist diese Forderung rein pädagogischer Natur, aber in Wirklichkeit ist sie gerade für Norwegen von höchster kultureller Bedeutung. Deshalb hat die sozialdemokratische Partei auch den Vormittagsunterricht sowie die Herabsetzung der Schülerzahl einer Klasse von jetzt 40 auf 35 als Hauptpunkt des kommunalen Schulprogramms aufgenommen. Die große kulturelle Bedeutung liegt darin, daß der ganze Nachmittag den körperlichen Übungen gewidmet sein soll, was die Liebe zum Sport sehr erhöhen würde. Hier im Lande haben jung und alt nämlich fast gar keine Spiele und bei aller Gier nach dem Lachen, besitzt der Norweger keinen Humor. Gesangs- und Turnvereine existieren in einer verschwindend kleinen Anzahl, sie zählen eigentlich gar nicht mit. So konzentriert sich die ganze Unterhaltung, die Vergnügtheit auf zwei Gegenstände: auf den Sport und den Alkohol. Das ist aber eine Beobachtung, die vielleicht jeder einzelne schon gemacht hat: die Sportsfreunde sind keine starken Trinker, sind Halb- oder Totalabstinente. Durch die Pflege der Liebe zum Sport wird aber die wirksamste und nachhaltigste Antialkoholpropaganda getrieben und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Alkoholfrage heute für Norwegen die wichtigste kulturelle Angelegenheit ist. Eine Ziffer statt jeder weiteren Begründung: im Jahre 1907 erfolgten im Stadtgebiete Kristiania 9367 Verurteilungen und Polizeistrafen wegen Volltrunkenheit, also nur in den allergeringsten Fällen. Das ergibt aber — die Kinder mit einberechnet — auf jeden 25. Einwohner der Stadt eine Verurteilung wegen Volltrunkenheit im Jahre. Eine furchtbare Ziffer, wenn man bedenkt, daß in den letzten fünf Jahren die Alkoholausschankkonzessionen um 217 Proz. herabgesetzt wurden, am Sonnabendnachmittag und Sonntag Alkohol überhaupt nicht verkauft werden darf, die Restaurants und Wirtschaften, die Alkohol führen, aber alltäglich um 11 Uhr abends schließen müssen. In den kleinen Städten ist es noch übler.

Aber etwas, was einem hier mit einer großen Deutlichkeit auffällt, ist der Zusammenhang zwischen Alkohol und Prostitution. Zwar die Prostitution ist hier offiziell abgeschafft — die Polizei nimmt von ihr nur Kenntnis, wenn sie von Zeit zu Zeit eine Razzia veranstaltet. Selbstverständlich hat eine so große Hafenstadt, wie Kristiania, trotzdem professionelle Prostituierte, und ebenso selbstverständlich ist, daß dies auch wirtschaftliche Ursachen hat. Aber hier sind fast alle Prostituierte zugleich starke Trinkerinnen, und die Männer, die ihre Kundschaft bilden, stehen zumeist unter den momentanen Einwirkungen des Alkoholgenusses.

Und ebenso zweifellos ist etwas, das auch jeder Norweger zugibt: eine außerordentlich große Schicht der norwegischen Mädchen, die Verdienst und Auskommen hat, ergibt sich, wenn auch nicht der Prostitution, so doch der freiwilligen Prostituierte, um ein wenig „moro“ zu haben. „Moro“ ist ungefähr das, was man in Berlin einen „Rummel“, in Süddeutschland „a Hez“ nennt; bei jedem „moro“ muß getrunken werden. Ich generalisiere nie und überlege gut einen so allgemein gehaltenen Ausdruck, aber jeder, der hier lebte, wird es bestätigen, ein verblüffend großer Teil der norwegischen Mädchen und Frauen in den Städten gibt sich hin um eine Flasche Rognat oder einen „Dramm“ (ein starker Branntwein). Nirgends, in keiner Stadt, in die ich kam, habe ich fast alltäglich eine solche Anzahl von berauschten jungen Mädchen in den Straßen gesehen. Ein Grauen sagt einen an, wenn man das immer wieder von neuem beobachten muß. Niemals werde ich eines vergessen: wie am Weihnachtsabend um 9 Uhr zwei junge, höchstens 16 oder 17 Jahre alte Backfische mit süßen Gesichtern, Kinder noch, vollbetrunken auf einen Schneehaufen fielen und dort schliefen, bis Polizeileute sie abführten. Aber das niederdrückendste dabei war, daß die Passanten ganz teilnahmslos an den Mädchen im Schneehaufen vorübergingen, wie wenn das ein alltägliches Schauspiel wäre. Hunderte von diesen Mädchen kommen sicherlich alljährlich durch diese Reizung zum Alkohol in körperlichen und moralischen Verfall. Wenn man das Wüten des Alkohols — und in den kleinen Landstädten sollen die Verhältnisse noch ärger liegen — so klar sieht, dann versteht man auch die Vehemenz der Abstinenzbewegung, dann sieht man auch, daß jedes Mittel, das der Reizung zum Alkohol entgegenarbeitet, von großem Kulturwert ist.

Wer in den Jugendvereinen sich umsieht, macht die Entdeckung, daß die geistig regsamsten Elemente Abstinente und Sportsfreunde sind, oder wenigstens eins von beiden. Daß der Sportsfreund schon weniger Zeit dem Schenkenhoden widmet, daß er gesünder und darum lernfähiger ist, liegt nahe. Aber noch eine Bemerkung drängt sich bei genauer Beobachtung auf: wie der Sport auf das erotische Empfinden einwirkt. Die sporttreibenden Mädchen hierzulande sind fast durchweg von erfrischender Unbefangtheit und Sächlichkeit, sind keine Kokotten und nicht abenteuerlustig, die jungen Männer keine Schürzenjäger — weil eben der Sport, die Bewegung eine ungesunde Ueberreizung der Nerven verhindert, weil durch ihn eine Kräfteentladung stattfindet. Die wertvollsten Elemente in der jungsozialistischen Bewegung Norwegens betreiben Sport. Der Sport hat — namentlich für Norwegen, das keine anderen Vergnügungen kennt — eine eminente charakterbildende Bedeutung.

(Nachdruck verboten.)

## Die Zichorie.

Von E. von Waldhofen.

Auf unseren Wanderungen im Hochsommer drängt sich unserem Blick recht oft die leuchtend blaue Blume der Zichorie auf; denn mit Vorliebe siedelt sich diese Pflanze an weniger gepflegten Rändern der Feldwege an. Bewachte heißt sie darum im Volksmunde. Den Gelehrten war sie früher unter verschiedenen anderen Namen bekannt. Sonnenwirbel, solsequium, nannte die heilige Hildegard die wilde Blume, Sonnenbraut hieß sie bei anderen älteren Botanikern, weil ihre Blüten sehr lichtempfindlich sind, bei regnerischem und trübem Wetter sich schließen und durch die herbordringenden Sonnenstrahlen wieder enkaltet werden. Schließlich hat sich aber der griechische Name Kichorion am meisten eingebürgert und in der heutigen Botanik wird die blaue Bewachte als Cichorium intybus registriert.

Lange Zeit hindurch zählte sie zu den wenig beachteten Gewächsen. Man empfahl sie allerdings als Heilmittel; der Genuß ihrer Blätter sollte gegen allerlei Leberleiden helfen; wenn man aber bedenkt, wie viele der wild wachsenden Pflanzen früher zu Heilzwecken verwendet wurden, so kann man sich wohl vorstellen, daß die an sich wenig wirksame Zichorie in der Uebermenge der Heilkräuter keine irgendwie hervorragende Rolle spielte. Bedeutamer war schon ihre Stellung in der Küche unserer Väter. Ihre jungen Blätter sind zart und wohlschmeckend, namentlich wenn man sie unter Ausschluß des Lichtes im Winter oder Frühjahr treiben läßt; sie ergeben dann einen guten Salat, der in verschiedenen Gegenden, vor allem in Frankreich und Belgien, sehr beliebt ist. An ähnlichen Salatpflanzen haben wir aber keinen Mangel und in dieser Hinsicht wird die Zichorie von ihrer elteren Verwandten, der Endiwie, wesentlich übertroffen. Immerhin hat sich die Zichorie als Salat Jahrtausende hindurch behauptet, die Römer müssen sie bereits in dieser Weise verwendet haben, denn Horaz erwähnt schon die Zichorie als Genußmittel.

Die wilde Bewachte sollte aber erst viel später zu einer wichtigen Kulturpflanze werden, die Millionen einbrachte und Tausende von Menschen ernährte. Im siebzehnten Jahrhundert begann sich der Kaffee in Europa einzubürgern; wie sehr man auch gegen das neue Getränk eiserte, so verdrängte es doch die früher üblichen Morgensuppen aus Wehl und Bier. Die Wohlhabenden schwelgten im Kaffeegenuß, für die Minderbemittelten war er häufig viel zu teuer, aber die neue Mode wollten alle mitmachen.

Da begann man frühzeitig auf billigeren Ersatz für den Kaffee zu sinnen und neben den Kaffeebohnen erschienen Kaffeesurrogate auf dem Markte. Es ist geradezu erstaunlich, was vom achtzehnten Jahrhundert an bis auf unsere Tage gebrannt und geröstet wurde, um die Kaffeebohne zu ersetzen! Getreide aller Art, Erbsen, Lupinen, Eicheln, Röhren, Feigen, Dattelferne usw. usw.

Ueber diese Kaffeesurrogate urteilte man früher sehr abfällig. Der echte Kaffee verdankt seine eigenartige Wirkung zwei Bestandteilen, dem Koffein, das die Muskeln und das Herz beeinflusst, und den ätherischen Ölen, die beim Röstern der Bohne entstehen und die Nerven anregen. So ist der Kaffee ein anregendes, unter Umständen ein belebendes Mittel, ein Genußmittel, aber kein Nahrungsmittel. Die wirksamen Bestandteile der Kaffeebohne fehlen nun in allen Kaffeesurrogaten, darum erschienen sie auch in früherer Zeit minderwertig. In unseren Tagen hat sich das Urteil bedeutend verschoben. Man hat doch die Erfahrung gemacht, daß der echte Kaffee im allgemeinen kein gesundes Getränk ist. Im Uebermaß genossen schädigt er das Herz und die Nerven, und da die heutige Menschheit so sehr zu Nerven Schwäche und Herzleiden neigt, so predigen Gesundheitsapostel mehr und mehr die Entsalzbarkeit vom Kaffee; Kinder, Nervenranke, Herzranke sollen keinen Kaffee trinken, und als Ersatz empfiehlt man Gersten- und Malzkaffee, neuerdings stellt man auch einen echten koffeinfreien Kaffee her.

Unter den Kaffeesurrogaten hat nun zuerst die Zichorie den bedeutendsten Platz eingenommen. Man röstete ihre Wurzel und fand, daß der aus ihr bereite Aufguss eine kaffeeähnliche Färbung und einen weichen, bitterlichen Geschmack hatte. Das Erzeugnis



eignete sich auch sehr gut zum Verlängern des echten Kaffees, man nahm wenige der teuren Bohnen und setzte ihnen das billige Bichorienpulver zu, das ergab ein wenigstens dunkel gefärbtes und voller schmeckendes Getränk. Wie sehr man auch gegen die Bichorie als „den erbärmlichsten Kaffee-Ersatz“ eiferte, sie fand sie doch in weitesten Kreisen Eingang, und zwar nicht in Deutschland allein, sondern auch in Oesterreich-Ungarn, in Frankreich und in England. Der Absatz war schließlich so groß, daß man die Wegwarte in regelrechte Kultur nahm, weite Felder mit ihr bebaute und die bereckelten Wurzeln in eigenen Fabriken verarbeitete.

In Deutschland wird die Bichorie namentlich in der Provinz Sachsen, in der Mark, in Schlesien und in Thüringen angebaut. Die Aussaat findet im April und Mai statt, und als eine besonders bewährte Sorte gilt der Magdeburger Spitzkopf. Im Herbst erfolgt die Ernte; das grüne Kraut wird als Viehfutter verwendet und die Wurzeln, die etwa 150 bis 200 Gramm schwer sind, werden einer besonderen Behandlung unterworfen. Man wäscht sie zuerst in besonderen Apparaten, in zylindrischen, rotierenden Trommeln, gründlich rein. Hierauf gelangen sie in eine Schneidemaschine, von der sie ähnlich wie die Zuckerrüben in Stücke zerschnitten werden. In diesem Zustande bilden die Wurzeln natürlich eine leicht verderbliche Ware, so daß man sie sogleich in die sogenannte Bichoriendarren bringt. In diesen Trockenanlagen bleiben die Stücke zwölf bis vierzehn Stunden lang auf Drahtboden der Wirkung der offenen Feuerung ausgesetzt. Sie verlieren ihr Wasser und schrumpfen auf etwa ein Viertel ihres ursprünglichen Gewichtes zusammen. Das gewonnene Produkt ist die gedarrte Bichorie, die sich etwa ein Jahr lang hält. Sie bildet bereits einen wichtigen Handelsartikel, da die Wurzel zumeist in diesem Zustande an den Bichorienfabrikanten verkauft wird. Nun gilt es, die Wurzel derart zu rösten, daß sie in Farbe und Geschmack einen brauchbaren, wohlschmeckenden Aufguß liefert.

Will der Fabrikant eine feinere und dementsprechend auch teurere Ware erzeugen, so setzt er den Stücken geringe Mengen etwa 1 bis 5 Prozent, von Pflanzenfetten, wie Erdnuß- und Sesamöl zu. Die Masse kommt nun in zylindrische oder kegelförmige Trommeln und wird nach bestimmten, durch die Erfahrung ermittelten Vorschriften geröstet. Der Zusatz von pflanzlichen Fetten erhöht dabei das Aroma der Bichorie, gibt ihr einen Geschmack, der an die flüchtigen Öle des Kaffees erinnern soll; auch die Farbe des Produktes wird schöner tiefbraun und die Haltbarkeit besser. Zuletzt wird die geröstete Ware auf besonderen Mühlen zu feinem Pulver zermahlen, das in Büchsen oder Paketen in den Handel gebracht wird.

Um billigere Sorten herzustellen, röstet man die Wurzelstücke ohne Zusatz von Pflanzenfett. Das so gewonnene Pulver ist sehr trocken, man läßt es also zunächst in einer von Dampf erfüllten Luft liegen, bis es 20 bis 25 Prozent Feuchtigkeit aufgenommen hat. Erst die so „beschwerte“ Ware wird in Büchsen und Pakete gebracht.

Im unlauteren Betriebe kennt man aber noch geringere Sorten Bichorie. Man hat der Bichorie oft übles nachgesehen, daß sie nicht immer unter eigener Flagge segelt, sondern zum Verfälschen des gemahlten echten Kaffees verwendet werde. Die Fälscherzunft geht aber noch weiter, sie fälscht die Bichorie selbst. Rüben sind billiger als Bichorienwurzeln, also röstet man Rübenstücke und mengt sie unter die echte Bichorie; ja, man ging noch weiter und setzte dem Kaffeesurrogat noch minderwertigere Stoffe, selbst gepulverten Torf hinzu. Derartige Bichorie muß allerdings den erbärmlichsten Kaffee-Ersatz bilden; dafür kann aber der ehrliche Bichorienfabrikant nicht verantwortlich gemacht werden; er leidet darunter ebenso wie der Konsument, der einige Pfennige zu sparen glaubt, dabei aber den Torf, den er trinkt, doch viel zu teuer bezahlt.

Noch vor kurzem wurden in Deutschland gegen 10 000 Hektar Land mit Bichorienwurzeln bebaut. In etwa 100 Fabriken wurden gegen 1000 Arbeiter beschäftigt; den Wert der Fabrikate schätzte man auf 15 Millionen Mark im Jahr, und nicht unbedeutend war die Bichorienausfuhr Deutschlands. Diese Industrie hat aber ihren Höhepunkt überschritten; sie ist im Rückgang begriffen. Für den Verbrauch der Kaffeesurrogate ist der Geschmack ausschlaggebend und seit einiger Zeit hat sich der Geschmack der Massen geändert. Der Kaffee behauptet sich, er zwingt durch die anregenden Bestandteile, durch die das Herz und die Nerven anpeitschenden Reizmittel den Menschen in seinen Mann. Das milde, indifferente Kaffeesurrogat kann sich nur durch seinen Geschmack behaupten. Da ist aber in dieser Hinsicht dem einzelnen wie der Masse von Zeit zu Zeit eine Abwechslung nicht unangenehm und so hat sich in der Neuzeit der Geschmack mehr dem Gersten- und Malzkaffee zugewendet.

Vielleicht wird aber der alten blauen Wegwarte noch einmal eine bessere Zukunft blühen. Sie kann ja auch zu anderem als zum Kaffeesurrogat verwendet werden. Es sagt dieser und jener, gute Bichorienwurzeln schmecken ebenso gut wie Schwarzwurzeln. Andere haben aber entdeckt, daß die geröstete Bichorienwurzel dem Malz recht ähnlich zusammengekehrt ist. Man stellt uns also Bichorienbier in Sicht. Und wenn das nicht gehen sollte, so könnte man aus der Bichorie Spiritus gewinnen.

Ein Volksmärchen erzählt, die blaue Wegwarte sei ein verzaubertes Mägdelein, das am Wegrand steht und des Ritters harret,

der einmal des Weges kommen und sie erlösen wird zu aller Herrlichkeit, denn eine Prinzessin wohl war das Mägdelein. Der Ritter des Kaffee-Ersatzes scheint nicht der echte gewesen zu sein, obwohl er viel geleistet hat. Nun, der rechte kann noch kommen.

## Kleines feuilleton.

**Ein neues Mittel zur Mückenvernichtung.** In keiner Zeit zuvor hat die Menschheit den Kampf gegen die Insekten mit solcher Energie betrieben wie heute. Früher erschienen sie nur als ein dem Menschen lästiger Bestandteil der Schöpfung, dessen sich der einzelne wehrte, so gut es eben gehen wollte. Seit aber die Wissenschaft festgestellt hat, daß die Insekten in herbortragendem Grade die Träger gefährlicher Krankheiten sind, die unter Menschen und Haustieren eine große Verbreitung besitzen, hat man eine scharfe Kriegserklärung gegen diese Sippe erlassen. Petroleum und allerhand ätzende Flüssigkeiten, sogar auch schon der elektrische Strom sind gegen die Insekten mobil gemacht worden. Besonders muß man dabei auf allerhand Pfützen und andere Ansammlungen stehenden Wassers achten, in denen sich die Larven der Stechmücken entwickeln. Diese Aufgabe sollte überall erfüllt werden, obgleich die Krankheiten, die durch solche Insekten übertragen werden, nach der bisherigen Kenntnis hauptsächlich auf tropische und subtropische Gebiete beschränkt sind. Im französischen Afrika hat man jetzt ein neues Mittel gegen die Moskito entdeckt, das sich als besonders billig empfiehlt und berufen erscheint, das teurere Petroleum zu ersetzen, mit dessen Hilfe man bisher die Mückenlarven im Wasser zu vergiften pflegte. In jenem Gebiete wächst ein Kaktus, aus dessen dicken, fleischigen Blättern sich leicht ein zähflüssiger Teig bereiten läßt. Wenn dieser auf einer Wasserfläche verteilt wird, so überzieht er sie mit einer für die Mückenlarven undurchdringlichen Schicht, so daß die Insekten nachkommenschaft aus Atemnot zugrunde geht. Auch das Petroleum wirkt in ähnlicher Weise, hat aber außer seinem höheren Preise noch den Nachteil, schneller zu verdunsten und dann unwirksam zu werden, außerdem auch den, einen unangenehmen Geruch zu verbreiten. Der Kaktusteig dagegen bleibt wochenlang oder sogar bis zu einem Jahre wirksam, was insofern nicht nötig wäre, als die Entwicklung der Larven nur ungefähr zwei Wochen dauert. Vielleicht wird dies nützliche Gewächs zum Zwecke der Mückenvertilgung noch einmal zu einem Artikel des Welt Handels.

## Aus dem Gebiete der Chemie.

**Die Chemie der Blütenfarben.** Pflanzenfarbstoffe sind in der engeren Auslese von Prüfungsmitteln, womit der Chemiker unbekanntem Stoffen zunächst zu Leibe rückt, um deren Zusammenlegung zu erforschen, von grundlegender Wichtigkeit. Eine der allerersten Fragen, ob der zu untersuchende Körper von saurer oder alkalischer Natur ist, wird mittels des sogenannten Lackmuspapiers oder ähnlicher Präparate entschieden. Die mit dem violett-rötlichen Farbstoff der Lackmusflechte getränkten Papierstreifen werden im ersteren Falle rot, im letzteren tief dunkelblau. Das mit dem Farbstoff der Curcuma-Rinde gefärbte, dottergelbe Prüfungspapier nimmt in alkalischen Flüssigkeiten eine tiefbraune Farbe an. Aber auch die prächtigen Farben der Blumenblätter erleiden unter dem Einfluß von Chemikalien nachhaltige Veränderungen. Die rote Farbe erbleicht und wird farblos, wenn man sie dem Schwefelwasserstoffgas aussetzt. Manche wunderliche und naturwidrige Blütenfärbungen, die in den Schaufenstern unserer Blumenläden bewundert werden, sind durch Anilinfarbstoffe erzielt. Auch Zuläße zur Erde, aus der die Gewächse sprießen, vermögen Farbänderungen hervorzurufen. Ueber die chemischen Vorgänge, die dabei stattfinden, ist im einzelnen nicht allzubiel bekannt, denn die Natur der Stoffe, denen die natürliche und gezielte Flora die bunte Pracht ihrer Blüten verdankt, ist nach mancher Hinsicht noch zu wenig studiert. Der in diesen Wochen verstorbene englische Naturforscher Sorby hat jahrzehntelang diesem Gebiete seine Aufmerksamkeit gewidmet und insbesondere die von ihm erfundene spektralanalytische Untersuchungsmethode zu seiner Erforschung angewendet. Was er erzielte, hat er kurz vor seinem Tode der Wochenschrift „Nature“ in zusammengefaßter Form mitgeteilt. Er hat die Blütenfarbstoffe nach ihrem Verhalten gegen bestimmte Reagentien wie Schwefelnatrium, Zitronensäure und schwache Alkalien in größere Gruppen einzuteilen vermocht und aus dem spektroskopischen Verhalten einige Schlüsse allgemeiner Art gezogen. Danach scheint es, daß die Anzahl der färbenden Substanzen in den verschiedenen Blütenarten zwar eine außerordentlich große ist, daß jedoch vielen dieser Farbstoffe ein und derselbe „Kern“, im chemischen Sinne, zugrunde liegt und die Variation nur durch einen damit verbundenen wechselnden Bestandteil bedingt ist. Bisweilen bringt auch eine Pflanze zwei oder drei deutlich verschiedene Farbstoffe hervor, die entweder einzeln oder gemischt auftreten. In anderen Fällen wiederum gehen diese Farbstoffe leicht ineinander über und können wechselseitig für einander eintreten. Im großen und ganzen kann man Sorbys Versuche, wie er es übrigens in seiner Veröffentlichung auch ausdrücklich erwähnt, nur als wertvollen Wegweiser an der Grenze eines noch rätselhaften Gebietes des Naturreichs bezeichnen.